WINTERTAGE IN RUSSLAND

Wie die Deutschen dem berüchtigten russischen Winter seine Schrecken nehmen. — Organisatorische Leistungsfähigkeit in Ueberwindung aller Schwierigkeiten. — Neues Leben blüht aus den Ruinen. — Ein Gang durch die Lazarette. — Hinburg's Wacht.

Von Dr. **Paul Michaelis.**

DEUTSCHE KAVALLERIE AUF DEM VORMARSCH.

Russischer Winter! In diesem Wort schien in früheren Zeiten der Schrecken aller Schrecken zu liegen. Man verband mit ihm den Begriff grimmiger Kälte und endloser Flächen von Schnee und Eis, unter denen alles Leben erstorben ist. Es war die Ueberlieferung des napoleonischen Feldzuges, die hier nachwirkte, und die Russen waren schlau genug, die Furchtbarkeit des „Generals Winter" noch besonders zu betonen. Nun habe ich wieder die russische Grenze überschritten, um unsere Truppen an der Ostfront in ihrer Winterarbeit zu sehen, aber vom russischen Winter ist jetzt, mitten im Januar, kaum eine Spur zu finden. Das Thermometer, statt die vorschriftsmäßigen Kältegrade zu zeigen, ist erheblich über den Nullpunkt hinaufgeklettert, ein starker Südwest jagt mit Regenschauern daher, der Schnee ist an zahlreichen Stellen schon geschwunden und auf den überschwemmten Wiesen wühlt der Wind das Tauwasser auf. Angenehm ist dieser Vorfrühling gerade nicht. Er macht Wege und Stege grundlos, und selbst auf der festen Chaussee reicht der Schlamm bis über die Knöchel. Nun sieht man erst das Land in seiner ganzen Trostlosigkeit, die vergilbten Wiesen, die braunen Moore und die schmutzigen Lehmhalden. Man freut sich, wenn einmal ein Stück Wald mit grünen Nadelbäumen und weißschimmernden Birken die Eintönigkeit der Gegend unterbricht.

Solche Zeiten warmen Wetters sind auch im russischen Winter zwar nicht gerade die Regel, aber doch keine seltenen Ausnahmen. Allerdings muß man unterscheiden zwischen dem eigentlichen Rußland und den Randgebieten. Je weiter man nach Osten kommt, um so mehr nimmt die Kälte zu. Aber die baltischen Provinzen stehen unter dem mildernden Einfluß der Ostsee: das Winterklima in Schaulen und Mitau ist von dem Königsbergs kaum verschieden, und Libau hat sogar einen etwas wärmeren Januar als Königsberg. Trotzdem ist die augenblickliche Witterung nicht normal. Sie folgte auf eine Periode sehr strengen Frostes, und es ist natürlich ausgeschlossen, daß der jetzige Vorfrühling von Dauer sein könnte. Das Wasser, das heute über der Eisdecke der Flüsse steht, wird wieder zufrieren und eine neue Schneehülle wird sich über das weite Land legen, es sorgsam schützend und seine Blößen verbergend. Unsere Truppen sehnen diesen Umschwung herbei. Sie ziehen selbst die klirrende Kälte dem jetzigen Matschwetter vor, das alle Bewegung hemmt und den Aufenthalt in den Schützengräben höchst ungemütlich macht. Aber sie wissen sich auch gegen das Tauwetter zu schützen. Im Kriege nimmt man eben die Dinge, wie sie sind. Der russische Winter hat für die deutsche Armee seine Schrecken längst verloren.

Am stärksten war der winterliche Eindruck noch unmittelbar hinter Tilsit, dem Ausgangspunkt meiner Fahrt. Die Memel war völlig zugefroren; der ganze Strom bildete ein Trümmerfeld riesiger, übereinandergeschobener Schollen. Durch das Hochwasser war die breite Memelniederung in eine riesige Seefläche verwandelt; auf dem spiegelglatten Eise tummelten sich einige Schlittschuhläufer. Aber auf der vorzüglichen nach Laugszargen führenden Straße fingen Eis und Schnee schon an, sich in Wohlgefallen aufzulösen. Ueberall standen Wasserlachen, und unter den Gummireifen des Wagens spritzte der Schmutz hoch auf. Allmählich wurden Auto und Insassen mit einer dicken, klebrigen Lehmschicht bedeckt. Dabei sah man doch, daß der Winter bereits seine Karte abgegeben hatte. Hohe Schneewehen standen zu beiden Seiten des Weges; noch jetzt wurde an ihnen von russischen Gefangenen geschaufelt. Um Weihnachten herum war es jenseits der Grenze auf dem Wege nach Schaulen noch schlimmer. Damals saßen die Fuhrwerke in tiefen Schneebergen fest und mußten förmlich ausgegraben werden. Jetzt waren nur noch die spärlichen Reste der Schneedecke zu sehen. Gelegentlich klingelte noch ein Schlitten vorüber, aber seine Kufen schleiften immer wieder auf dem Pflaster.

Tauroggen, der erste Ort auf russischem Gebiet, liegt noch immer wüst und öde da. Seine Ruinen erzählen von harten und erbitterten Kämpfen. Dafür sind die nächsten Orte um so stärker von neuem Leben erfüllt. Staudevile und Kjelmy zeigen nicht bloß militärisches Treiben, sondern auch wieder ein gewisses Erwachen der eingesessenen Bevölkerung. Im Vergleich zu den Verhältnissen im letzten Sommer ist auf der großen, über Schaulen und Mitau und weiter nach Riga führenden Straße vom Militär nur wenig zu sehen. Die Truppen sind eben weiter vorgerückt und bedienen sich für Hin- und Rücktransport in weitem Maß der unterdessen in Gang gesetzten Bahnen. Recht häufig sieht man Trupps von russischen Gefangenen, die damit beschäftigt sind, die Straße instand zu bringen, Steine zu klopfen, Schnee beiseite zu schaffen, Zäune mit kunstvollem Geflecht gegen Schneeverwehungen aufzurichten und Holz zu fällen. Es ist ein Vergnügen, diese russischen Soldaten an der Arbeit zu sehen. Sie machen durchweg einen guten Eindruck, sind von blühender Gesundheit, kräftig und rosig, gut bekleidet und von strammer militärischer Haltung. Etwas von der besten Gemütlichkeit des russischen Charakters ist allen eigen. Sie haben es nicht eilig, aber sie arbeiten unverdrossen. Sie fühlen. Hier ist hinter der Front viel stille Arbeit geleistet worden. Wenn man solch ein Gebiet einige Tage oder auch Wochen nach der Besetzung durch die deutschen Truppen sah, dann verspürte man wohl gelegentlich eine leise Ungeduld darüber, daß es mit der Wiederherstellung der Ordnung nicht noch schneller ging. Aber man, nach einem halben Jahre, sieht man die Wirkungen zielbewußten Handelns mit erfreulicher Deutlichkeit. Ganz besonders gewahrt man den Umschwung an den Windmühlen. So lange ein Gebiet umstritten ist, stehen alle Mühlen still; ein großer Teil fällt auch den Kämpfen zum Opfer; denn solch eine Mühle auf einer Bodenerhebung bietet immer einen guten Ueberblick über das Gelände und wird deshalb zur Beobachtung benutzt, was wieder zur Folge hat, daß sie von den feindlichen Granaten zuerst unter Feuer genommen wird. Drehen sich gar ihre Flügel, dann vermutet man ohne weiteres feindliche Signale. Es ist unter diesen Umständen fast ein Wunder, daß trotzdem noch so manche Mühle der Vernichtung entging. Nun ist ihre Leidenszeit vorüber, und im frischen Winde rollt ihr Rad unermüdlich. Die Einwohner können wieder ihr Korn mahlen lassen. Es gibt jetzt für sie Brot genug, und auch an sonstigen Lebensbedürfnissen fehlt es wenigstens in diesen Gebieten Litauens nicht. Alles, was man vom Leben und Treiben der Bevölkerung sieht, läßt die Erwartung berechtigt erscheinen, daß auch hier die Wunden des Krieges allmählich völlig vernarben werden, und daß dem so schwer heimgesuchten Lande unter vernünftiger und humaner Verwaltung eine schönere Zukunft beschieden ist.

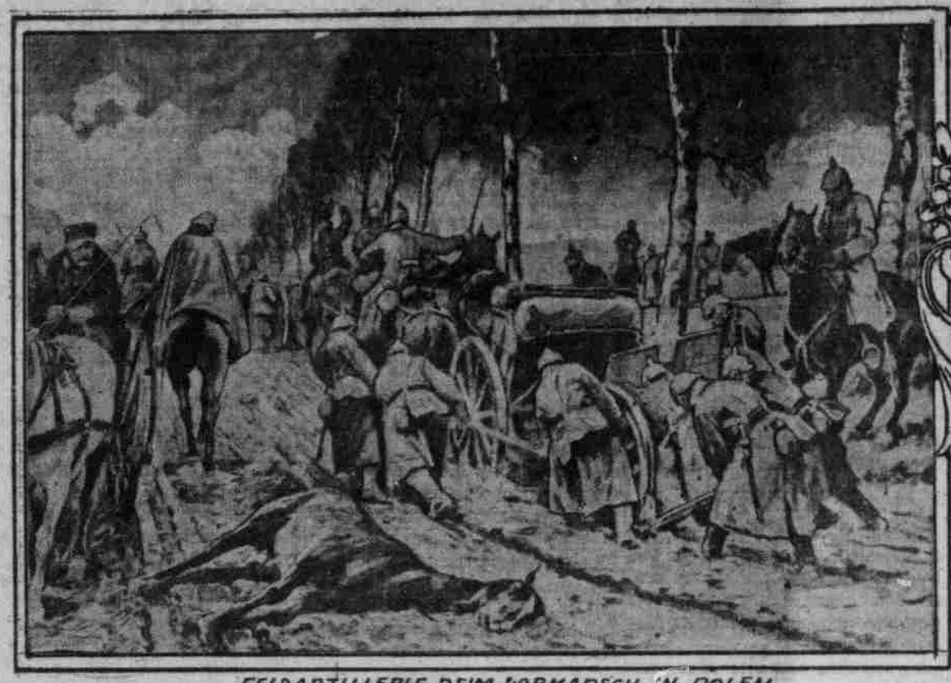
Dieser Eindruck vertieft sich noch, wenn man jetzt die Stadt Schaulen wiedersieht. Ich kam zuerst im Juli in den Ort, unmittelbar, nachdem er zum zweiten Mal von unseren Truppen genommen worden war. Schon als Schaulen im April vorigen Jahres von uns vorübergehend besetzt wurde, hatte es unter einem verheerendem Brande schwer gelitten. Die Beschießung vom Juli hatte die Verwüstung der Stadt noch erheblich verschärft. Als ich den Ort in einer milden Sommernacht zum ersten Mal betrat, schien er eine einzige Ruine zu sein. Außer einigen deutschen Posten war kein Mensch zu sehen, der Hauptteil des Ortes um die Kirche herum lag völlig in Schutt und Asche, die Trümmer rauchten noch, man stolperte über zerrissene Telegraphendrähte und die Granaten hatten im Straßenpflaster tiefe Löcher aufgewühlt. Nie habe ich die furchtbaren Wirkungen des Krieges stärker als in jener Nacht empfunden. Es ist begreiflich, daß sich nicht alles auf einmal wieder gutmachen läßt, was in den Kämpfen um Schaulen der Vernichtung zum Opfer fiel. Die zerstörten Viertel sprechen auch heute noch eine beredte Sprache von der verheerenden Tätigkeit der modernen Geschosse. Aber hier ist wenigstens gründlich aufgeräumt worden. Man kann wieder bequem durch die sauberen Straßen gehen und vielfach ist von deutscher Seite ein ordentlicher Bürgersteig geschaffen worden. Viele Häuser, die nur beschädigt waren, sind ausgebessert und wohnbar gemacht, auch die Keller dienen teilweise als Unterkunft. Ganz besonders sind in zahlreichen Wohnungen die Fensterscheiben neu eingesetzt worden. Das Mädchengymnasium, nun zum Kriegslazarett eingerichtet, war durch den Volltreffer einer Granate zur Hälfte zerstört; es ist wieder provisorisch in Stand gesetzt worden. Man wundert sich nun, wie viele Teile der Stadt der Vernichtung doch noch entgangen sind, und man hofft auf die weitere Wiedererrichtung zumal der Hauptstraßen.

Was man, von Süden kommend, von Schaulen zuerst sieht, das ist der geräumige Bahnhof; im Juli war er öde und verlassen, zum Teil zerstört. Jetzt herrscht auf ihm ein Verkehr, wie ihn sich die Einwohner wohl nie hätten träumen lassen. Man findet lange Reihen von Wagen für Güter und Personen und unaufhörlich wird rangiert. Aber die unermüdliche Arbeit hinter der Front bezieht sich nicht blos auf die Wiederbelebung und Hebung des Verkehrs, sondern auf alle Gebiete des wirtschaftlichen Lebens, natürlich unter besonderer Berücksichtigung der militärischen Verhältnisse und Bedürfnisse. So fängt das scheinbar tote Schaulen langsam wieder an zu leben. In den verschiedensten Richtungen ist die Fürsorge der Behörden zu spüren. Im Juli war Schaulen von den Einwohnern fast vollständig verlassen. Schon sind aus den paar Bewohnern, die damals scheu an den Häusern entlang schlichen, etwa 5000 geworden. Das ist immer nur ein kleiner Teil der Einwohnerschaft, die vor dem Kriege etwa 40,000 Seelen ausmachte. Und doch ist der Fortschritt innerhalb eines halben Jahres gewaltig.

Ein Gang durch die Kriegslazarette von Schaulen ließ erfreulicherweise die weitgehende Fürsorge erkennen, die unseren kranken und verwundeten Mannschaften zuteil wird. Unter großen Schwierigkeiten sind in einer Reihe öffentlicher Gebäude Einrichtungen geschaffen worden, die in keiner Richtung etwas zu wünschen übrig lassen. Auch das einzige Krankenhaus, das Schaulen in der Russenzeit besaß, ist brauchbar gemacht worden. Es war in einem elenden Zustande. Die Aerzte fragen sich noch jetzt verwundert, wie sich eine Stadt von 40,000 Einwohnern mit einem derart jämmerlichen Hause begnügen konnte. Heute ist auch für die sanitären Bedürfnisse der bürgerlichen Bevölkerung ausreichend gesorgt.

Vorläufig überwiegt natürlich das Militär. Die Mannschaften erfreuen sich einer weitgehenden Förderung durch die Oberleitung und klagen nur darüber, daß es kein Bier gibt. Auch in den Lazaretten, die übrigens nicht sehr stark belegt sind und in denen die leicht Kranken und Verwundeten weitaus überwiegen, hörte ich die gleiche Klage. Sonst findet man alles, um den Truppen den Aufenthalt zu erleichtern. Es gibt ein Heim für Mannschaften und ein Offiziersheim. In dem ehemaligen Theater ist ein Offizierskasino untergebracht, während in dem eigentlichen Theatersaal ein Kino eingerichtet wurde. Es ist unseren Leuten sehr willkommen, da es Abwechselung in das tägliche Einerlei bringt, und wird fleißig besucht. Ein musikkundiger Feldgrauer begleitet die einzelnen Filmbilder mit erstaunlicher Fertigkeit und Ausdauer auf dem Klavier.

Nimmt man alles in allem, berücksichtigt man die ungeheuren Schwierigkeiten, die gerade in diesem Fall zu überwinden waren, dann wird man zugeben müssen, daß hier die deutsche Armee eine erfreuliche Probe ihrer organisatorischen Leistungsfähigkeit erbracht hat. Sie hat wirklich aus scheinbar hoffnungslosen Ruinen neues Leben hervorgelockt. Gerade wer Schaulen in seiner Zerstörung sah, der weiß die Fülle der hier getanen Arbeit zu würdigen.



FELDARTILLERIE BEIM VORMARSCH IN POLEN

VERNICHTUNG EINES KOSAKENREGIMENTS DURCH EINE DEUTSCHE MASCHINENGEWEHR-ABTEILUNG.

© Leipzig Ill. Ztg.

Die Wacht an der Düna.

Von Dr. **Paul Michaelis.**

Mitau, 12. Febr.

Aehnlich wie an der Westfront, nur etwa ein Jahr später, ist auch im Osten ein Beharrungszustand eingetreten. Hier zieht sich seit den letzten Herbstmonaten ein verwickeltes und lückenloses System von Schützengräben und sonstigen Verteidigungsstellungen von der Rigaer Bucht bis zur rumänischen Grenze. Der Bewegungskrieg ist dem Stellungskriege gewichen. Nach einer Offensive von ungeheurer Energie, durch welche die deutschen Linien um Hunderte von Kilometern vorgetragen wurden, ist eine Pause eingetreten. Wie lange sie währen wird, das steht dahin. Ebenso wäre es müßig, erörtern zu wollen, was die Zukunft bringen könnte. Nur insoweit ist eine Berichtigung irrtümlicher Ansichten am Platze, als es sich auch im jetzigen Zustande nicht etwa um völlige Ruhe handelt. Gerade die mehr oder weniger erfolgreiche Behauptung der beiderseitigen Linien bedingt einen fast ununterbrochenen Kampf. Wenigstens auf deutscher Seite ist die Führung nie völlig mit sich selbst zufrieden. Es gibt, auch wenn im großen und ganzen die Linie nicht vorgeschoben wird, im einzelnen doch immer etwas zu ändern und zu bessern. Das bedingt dann ganz von selbst lokale Kämpfe, die bisweilen einen recht lebhaften Charakter annehmen. Aber auch der Feind ist nicht müßig. Gerade im Stellungskriege entwickelt der Russe beachtenswerte militärische Eigenschaften. Er ist zäh und ausdauernd, beobachtet gut und weiß das Gelände vortrefflich auszunutzen. Auch im Vorschieben von größeren Patrouillen im Anlegen von Fallen und in anderen Künsten des Kleinkriegs ist er nicht ungeschickt. Unsere Truppen haben auf diesem Gebiet manches von ihm gelernt, und da sie ihm an Intelligenz und Siegeswillen, an Kopf und Herz doch schließlich erheblich überlegen sind, so machen sie es noch besser. Daraus ergibt sich dann die Notwendigkeit, beständig bereit zu sein, sei es zum Zugriff, sei es zur Abwehr. Das stellt an die Nerven sowohl der Führer wie der Truppen, alles in allem genommen, die höchsten Ansprüche. An irgendeinem Punkt der langen Front ist immer etwas los, und bisweilen geht es recht lebhaft zu. Gerade an den Abschnitten in Kurland ist es auch im Lauf der letzten Monate wiederholt gelungen, durch kühnes Vorgehen die deutschen Linien nicht unerheblich vorzuschieben. Es ist nach alledem nur begingungsweise richtig, von einem Stillstand im Osten zu sprechen. Aber das Gesamtbild der Linien hüben und drüben hat sich in den letzten Monaten nur wenig verschoben. Was sich dem Beobachter unmittelbar aufdrängt, das sind feste, mit allen Hilfsmitteln der modernen Kriegstechnik ausgebaute Stellungen, das sind mächtige, in doppelter und dreifacher Reihe angelegten Schützengräben mit eingebauten Unterständen dahinter und vielfachen Draht- und Astverhauen nach dem Feinde zu, die selbstverständlich wieder durch Artillerie bestrichen werden. Viele Tausende deutscher Männer liegen hier unmittelbar dem Feinde gegenüber, tun in Frost und Schnee beim Postendienst, bei Patrouillengängen, ohne Unterbrechung, ganz gleich, ob die Sonne scheint oder finstere Nacht sich über das Land breitet, ihre schwere Pflicht. Sie halten aus, und mehr, sie sind entschlossen, zu siegen.

Nachdem ich an der Front in Kurland die sich um Riga bis zur Ostsee hinziehenden deutschen Stellungen besuchen konnte, wurde mir Gelegenheit gegeben, auf die Linien der Düna zu sehen. Eine Woche lang blickte ich auf den breiten, jetzt zum Teil zugefrorenen Strom an den verschiedensten Stellen, fuhr im Schlitten durch die bereiften und verschneiten Wälder und Sümpfe, die sich endlos vom Ufer aus in das Land hinziehen, und hatte bei liebenswürdigstem Entgegenkommen die willkommene Möglichkeit, unsere Truppen bei ihrer ebenso vielseitigen als mühevollen Arbeit beobachten zu dürfen. Es ist ein kaum übersehbares Gebiet von Wald, Sumpf und Wasser, das die Düna in dieser Gegend auf ihrem linken Ufer begleitet. Schon im Frieden war es nur spärlich besiedelt, und manche in den Karten verzeichnete Ortschaften sind überhaupt nicht aufzufinden. Jetzt ist die Gegend hinter der Front so gut wie völlig menschenleer. Meilenweit ist kaum ein Haus anzutreffen. Die Truppen sind auf sich selbst angewiesen. Nicht bloß für ihre Verpflegung müssen sie sorgen, sondern auch ihre Wohnungen müssen sie selbst bauen. Nicht anders ist es mit den Wegen und Straßen. Früher gab es hier außer schlechten Feld- und Holzwegen kaum eine Verkehrsmöglichkeit. Jetzt ist das ganze Waldgebiet von einem Netz von Straßen und Verbindungswegen durchzogen. Es war keine einfache Aufgabe, die damit gelöst werden mußte. Der Wald ist nur teilweise forstmäßig bewirtschaftet, zum größeren Teil ist er verwildert. Vor allem aber ist so gut wie nichts für die Entwässerung der ausgedehnten Sumpfstellen getan. An solchen Stellen genügt es nicht, daß der Weg freigelegt wird; er muß durch eine Befestigung des Untergrundes fahrbar gemacht werden, was durch Baumstämme geschieht. So geht es oft kilometerweit über Knüppeldämme hin. In den eingeschnittenen Tälern, die fast ausnahmslos versumpft sind, müssen noch sorgfältigere Vorkehrungen getroffen werden. Hier hat man Brücken gebaut und Sicherungen gegen die Frühjahrsüberflutung geschaffen. Denn jetzt ist in diesen Gebieten an der Düna trotz des milden Winters der Waldboden gefroren und mit Schnee bedeckt. Nur die warmen Moorbäche sind eisfrei. Aber wenn die Sonne und der Regen den Schnee erst zum Schmelzen bringen und den Boden auftauen, dann verwandelt sich das ganze Gebiet auf lange Wochen in einen fast undurchdringlichen und unpassierbaren Sumpf. Deshalb gilt es vorzusorgen, damit die Bewegungsfreiheit der Truppen auch unter den schlimmsten Verhältnissen nicht behindert wird. Und bei der fortwährenden Inanspruchnahme der neugeschaffenen Straßen durch marschierende Truppen, lange Munitionskolonnen und schwere Geschütze muß unablässig an ihnen gebaut und gebessert werden. Man darf nicht übersehen, daß der ganze Dünaabschnitt am Unterlauf des Flusses auf die einzige Bahnlinie Mitau—Jakobstadt beschränkt ist. Sie war, als unsere Truppen zur Düna vordrangen, völlig zerstört. Nun ist sie längst wieder in Stand gesetzt und leistet unschätzbare Dienste. Wie ausgezeichnet sie arbeitet, dafür sei nur erwähnt, daß man jetzt bereits von der Düna im D-Zug nach Berlin fahren kann. Aber das ist eben nur eine einzige, noch dazu eingleisige Linie. Von ihr geht es auf endlosen Wegen durch Sumpfwiesen, Wald und Moor weiter zu den einzelnen Truppenverbänden und fast bis in die äußersten Schützengräben. Das alles ist ein Kennzeichen und Unterscheidungsmerkmal der östlichen Front. Der Westen steht unter völlig verschiedenen Bedingungen, da er über reiche Verkehrsmöglichkeiten verfügt. Hier im Osten muß das Wegenetz fast aus dem Nichts geschaffen werden, wenn es auch selbstverständlich ist, daß die vorhandenen Wege, so gut als es irgend geht, benutzt werden. Aber im ganzen hat dieses Waldgebiet, das teilweise fast einer Einöde glich, ein völlig anderes Gesicht bekommen. Die weiten Forsten, in denen nur hie und da eine Försterei oder die Hütte eines Waldwärters stand, und an deren Rändern nur dürftige Ortschaften in spärlicher Anzahl anzutreffen waren, sind heute zu einem einzigen großen Waldlager geworden. Ganze Dörfer von schmucken Blockhäusern sind entstanden, und ein Labyrinth von Fahrwegen und Fußpfaden hat das ganze Gebiet aufgeschlossen. Es ist nicht leicht, sich in ihm zurecht zu finden, obgleich an allen Kreuzungspunkten Wegweiser angebracht sind. Und besonders nachts, wenn man im stockdunklen Wald ohne Laterne fahren muß, fast mehr noch auf den Instinkt der Pferde als auf den Zügel angewiesen, dann geschieht es leicht, daß man sich gründlich verirrt. Auch mir ist diese Erfahrung trotz sachkundiger Führung nicht erspart geblieben. Wir fanden uns plötzlich an einem ganz anderen Punkt, als wir erreichen wollten, und mußten den richtigen Weg mühsam suchen; aber mit Geduld kommt man schließlich doch zurecht, und von Geduld muß man die denkbar größte Portion mit auf den Kriegsschauplatz nehmen. Im allgemeinen ist der Orientierungssinn der Truppen geradezu erstaunlich. Besonders die Befehlsempfänger, die Nacht für Nacht weite Wege zurückzulegen haben, um die Befehle vom Stabe für ihren Truppenteil zu bringen, mußten sich allmählich eine Spürnase anschaffen, um sich im dunklen Walde nicht zu verirren. Sie bedienen sich kaum einmal einer Karte, die ja auch in diesen Gebieten zu versagen pflegt; sie kennen auch kaum die Namen der einzelnen Ortschaften; aber wenn sie einen Weg einmal gegangen sind, dann finden sie ihn mit unfehlbarer Sicherheit wieder. Das ist überhaupt das Erstaunliche an dem Frontdienst, daß er ganz ganz neue Fähigkeiten im einzelnen Mann entwickelt. Der Mann lernt auf seine Umgebung achten, lernt mit viel größerer Schärfe sehen und hören als im Frieden, lernt mit einem Wort sich selbst helfen, auch in Fällen, wo er früher von fremder Hilfe abhängig war.

Dieses ganze riesige Waldlager ist ja schließlich auch eine Kulturtat, auch wenn seine Entstehung nur aus den Notwendigkeiten des Krieges hervorging. Gewiß ist der Wald nicht geschont worden. Der Kriegszweck geht eben voran. Die schlanken Fichten und die stämmigen Kiefern, die in der Hauptsache den Wald bilden, sind in unzähligen Mengen gefällt und zum Bau von Blockhäusern und Unterkunftshütten, zur Befestigung der Wege und Schützengräben verwandt worden. Viele Tausende von Kubikmetern Bauholz stecken in diesen Anlagen. Man braucht auch nicht zu sparen, da der Wald unerschöpflich ist. Man braucht auch nicht zu feuern. Die großen gemauerten Oefen, die auch in der kleinsten Hütte nicht fehlen, können reichlich gespeist werden. Aber diesen unvermeidlichen Wirkungen des Krieges entspricht auf der anderen Seite doch eine Aufschließung des bisher nicht rationell ausgenutzten Waldgebiets. Die guten Wege und Brücken, an denen es bisher fehlte, werden später dem friedlichen Verkehr dienen. So manches Dorf aus Blockhäusern, in dem es auch an Brunnen, Badehäusern, Pferdeställen und Vorratsräumen nicht fehlt, dürfte dann von den zurückkehrenden Einwohnern mit Beschlag belegt werden. Vorläufig haben die Anlagen ihren Kriegszweck zu erfüllen. Man darf mit voller Bestimmtheit und Genugtuung sagen, daß hier alles getan worden ist, was in menschlicher Kraft steht, um die deutsche Front nicht nur zu sichern, sondern sie auch für die Truppen erträglich zu machen. Demgemäß ist auch der Gesundheitszustand der Truppen ebenso günstig, wie ihre Stimmung von Standhaftigkeit getragen wird. Mag die augenblickliche Uebergangszeit kurz oder lang sein, so wird die Ermüdungstaktik unserer Gegner ihnen hier wie anderswo ganz gewiß keinen Erfolg bringen.

Bücher mit Farbennamen.

Weißbuch und Blaubuch, Rotbuch und Gelbbuch — seit dem Kriegsausbruch wimmelt es noch mehr als früher von diesen Büchernamen, die von Farben hergeleitet sind. Woher die diplomatischen Veröffentlichungen ihren Namen haben, darf als bekannt vorausgesetzt werden: sie sind nach der Farbe der Umschläge genannt, die für die einzelnen Staaten üblich geworden sind. England ist mit seinen „Blaubüchern" vorangegangen, und die anderen Mächte haben sich dann unter den übrigen Farben ausgesucht, was ihnen gefiel. In Frankreich, wo die Bezeichnung „Gelbbuch" seit 1852 eingeführt wurde, ist sie nicht ganz ohne bedenklichen Nebengeschmack, indem auch gewisse Veröffentlichungen einer unappetitlichen Literaturgattung dort als „Gelbbücher" bezeichnet werden. Nun ist aber die Benennung von Büchern nach Farben in der Geschichte des Buches überhaupt nichts Neues, sondern, wie die „Zeitschrift für Bücherfreunde" schreibt, schon aus den Tagen des Mittelalters her bekannt. Der älteste Fall, in dem ein Buch auf einen Farbennamen getauft worden ist, ist wohl der des „goldenen Buches" der Republik Venedig, das ein Verzeichnis der zur Teilnahme an der Regierung berechtigten Adelsgeschlechter enthielt. Nach diesem Vorbilde bestehen noch bis auf den heutigen Tag solche Bücher von Städten, Gemeinden, Körperschaften, in denen Eintragungen von Ehrengästen, Ehrengaben usw. vorgenommen werden.

Recht verbreitet ist im Mittelalter die Bezeichnung „das rote Buch" gewesen; rot war die Farbe des Blutbannes, und es wurden daher vielfach solche Bücher nach dieser Farbe benannt, die zu den mit dem Blutbanne zusammenhängenden Eintragungen bestimmt waren. In neuerer Zeit, da Rot die Farbe der Revolution und des Sozialismus geworden ist, gibt es eine ganze Reihe von roten Büchern, die durch ihre Farbe von vornherein ihre Gesinnung bekennen. — Die Sitte, Bücher nach Farben zu benennen, ist aber auch in der schönen Literatur anzutreffen. Da liegt ihr Ursprung im 18. Jahrhundert, und zwar in jenen literarischen Spielereien, deren Reihe wohl Caraccioli 1759 mit seinem „Livre vert" eröffnet hat. Das gefiel, und dem grünen Buche folgte eine ganze Reihe von Modebüchern, die die ganze Skala der Modefarben durchliefen. Diese Sitte hat sich dann bis ins 19. Jahrhundert erhalten; es sind „braune Erzählungen" erschienen, an denen sich Balzac beteiligt hat, und von dem französischen Vorbild hat A. v. Steinberg den Titel seiner 1850 in Bremen erschienen „Braunen Märchen" entlehnt. Es versteht sich, daß in all diesen Fällen der Umschlag die dem Titel entsprechende Farbe aufzuweisen pflegte. Etwas anderer Natur ist der Titel der „Contes bleus", von denen es eine ganze Literatur gibt. Unter diesen „blauen Geschichten" versteht man die Räuberhistorien und Ammenmärchen, die übrigens im 18. Jahrhundert vielfach in bläulichem Umschlag zu erscheinen pflegten.